

HELMUT THOMÄ, LEIPZIG

Die Einführung des Subjekts in die Medizin und Alexander Mitscherlichs Wiederbelebung der Psychoanalyse in Westdeutschland*

Übersicht: Aus persönlicher Kenntnis und »als aktiver Teilnehmer« beschreibt der Autor, wie die Psychoanalyse nach der Befreiung vom Nationalsozialismus in Deutschland wieder etabliert und institutionalisiert wurde. Erinnernd an Freuds »latentes intersubjektives Paradigma« und das Junktim von Heilen und Forschen, schlägt er einen Bogen über die Gründung der Psychosomatischen Abteilung an der Universität Heidelberg, die Anfangsjahre der DPV, die Gründung des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt/M. und die Ausbildung von Psychoanalytikern bis hin zu gegenwärtigen Fragen psychoanalytischer Theorie und Praxis. In Anlehnung an Viktor von Weizsäcker charakterisiert er diesen Prozeß als »Einführung des Subjekts in die Medizin«.

Schlüsselwörter: Alexander Mitscherlich; Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland nach 1945; Psychosomatik; psychoanalytische Methode

Alexander Mitscherlich war ein geduldiger und sehr hilfreicher Lehrer. Er hat mich ermutigt, einfach das zu sagen, was ich denke. Also beginne ich mit einem Wort zum Thema. Es ist weit gespannt. Ich habe es gewählt, weil ich glaube, daß Viktor von Weizsäckers Schlüsselbegriff – die Einführung des Subjekts in die Medizin – alle praktischen und theoretischen Probleme der psychoanalytischen Methode verständlich macht. Auch bin ich davon überzeugt, daß diese endlich klinisch-empirisch lösbar geworden sind. Zunächst fasse ich deshalb meine heutige Position zusammen, indem ich Sigmund Freuds intersubjektives Paradigma aus der Latenz hebe.

1. Sigmund Freuds latentes intersubjektives Paradigma

Die meisten bis heute bestehenden Probleme haben ihren Grund darin, daß Freud eine personengebundene Methode in die Humanwissenschaften eingeführt hat und dabei zunächst auf sich selbst angewiesen war. Die Subjektivität wurde zum Problem, zumal Freud früh erkannte, daß es

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags auf der internationalen Konferenz zu Ehren von Alexander Mitscherlich »Ambivalenz des medizinisch-technischen Fortschritts« in Frankfurt/M. vom 25. bis 29. 9. 2008.

Bei der Redaktion eingegangen am 26. 9. 2008.

Psyche – Z Psychoanal 63, 2009, 129–152 www.psychede.de

keine theoriefreie Beobachtung gibt. Die abstrakten Ideen, die man ihm zufolge (Freud 1915c) schon bei der Beschreibung heranzieht, bezog er aus der Naturwissenschaft und aus seinem großen Bildungshorizont. Freuds Leitgedanke war das naturwissenschaftliche Wissenschaftsideal seiner Zeit. Mit seinen Äußerungen zur Theorieabhängigkeit von Beobachtungen war er aber schon 1915 auf dem Weg zu einer modernen Wissenschaftstheorie.¹ Bedeutende Vertreter des Wiener Kreises waren offen für die besonderen Probleme der Psychoanalyse (Frank 1959).

Wie de Swaan (1978) beschrieb, hat Freud versucht, die analytische Situation als eine primär intersubjektive durch ein Regelsystem in eine quasi experimentelle »soziale Nullsituation« zu verwandeln. Freud war stets in Sorge, »daß die Therapie die Wissenschaft erschlägt« (Freud 1927a, S. 291). Er glaubte, durch strenge (tendenzlose) Untersuchungs- und Behandlungsregeln die besten wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Rekonstruktion der frühesten Erinnerungen und mit der Aufdeckung der Amnesie auch optimale therapeutische Bedingungen geschaffen zu haben (1919e, S. 202). Heute wissen wir, daß die Realisierung des Junktims von Heilen und Forschen mehr verlangt, als auf Suggestion zu verzichten und standardisierten Behandlungsregeln zu folgen. Die negativen Auswirkungen der unaufgelösten Paradoxie auf die Psychoanalyse als Therapie und Wissenschaft sind beträchtlich. Analytiker, die sich mit diesem Paradox identifizierten, täuschten guten Glaubens sich selbst und ihre Patienten. Die Destruktivität dieser Selbsttäuschung wurde jahrzehntelang übersehen, weil die strenge, tendenzlose Psychoanalyse die Krone beruflicher Identität bildete. Sandler & Dreher haben schließlich festgestellt,

»daß diejenigen, die glauben, das Ziel der psychoanalytischen Methode sei nicht mehr und nicht weniger als zu analysieren, sich etwas vormachen und daß alle Analytiker in ihrer Arbeit durch therapeutische Ziele beeinflusst sind, ob sie es wissen oder nicht« (1999, S. 23).

Freuds behandlungstechnische Empfehlung der gleichschwebenden Aufmerksamkeit, also sich wie absichtslos zu verhalten, heißt meines

¹ Richard von Mises, ein Gelehrter alter Schule, der bis zum Jahre 1933 Direktor des Instituts für Angewandte Mathematik an der Berliner Universität und ein eminenter Rilke-Forscher war, sagte über die Psychoanalyse: »Sie bringt aufgrund unbestrittener Beobachtungen gewisse Symptome in kausalen Zusammenhang mit den latent vorhandenen Resten früherer Erlebnisse. Fast alle bisher erhobenen Einwände gegen sie sind außerlogischer Natur. Dagegen scheint es berechtigt, darauf hinzuweisen, daß der Gesamtheit der bisherigen Beobachtungen auf diesem Gebiete eher die Annahme eines statistischen als eines streng kausalen Zusammenhanges entspricht.« Zur gleichschwebenden Aufmerksamkeit gehört ebenso wie zur *Rêverie* Bions nicht nur die Offenheit, sondern auch die Fähigkeit, Zusammenhänge zu entdecken (Thomä 2007, S. 292).

Erachtens nur, sich von theoretischen Voreingenommenheiten immer wieder zu befreien. Mit Bions »Rêverie« im Kontext seiner negativen These »no desire, no memory, no understanding« hat die gleichschwebende Aufmerksamkeit wenig zu tun. Sie schwebt auch nur so lange im Kopf des Analytikers, bis sie sich hör- oder sichtbar in irgendeiner Intervention niederläßt.

Zwischen den beiden Subjekten, dem Patienten und dem Analytiker, besteht eine asymmetrische Beziehung. Seit Jahrzehnten werden weltweit große Anstrengungen gemacht, durch eine kombinierte Verlaufs- und Ergebnisforschung dem psychoanalytischen Paradigma als intersubjektiver Methode gerecht zu werden (Altmeyer & Thomä 2006).

2. Historischer Kontext des Wirkens von Alexander Mitscherlich

Mitscherlich beteiligte sich an der Seite von Weizsäcker und Bitters an der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie und Tiefenpsychologie (DGPT, die sukzessive in eine Gesellschaft mit drei Ps – Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik – umbenannt wurde: DGPPPT). Als Dachverband vereinigte sie alle psychoanalytischen Richtungen, die dadurch trotz ihrer Zerstrittenheit im Dialog miteinander blieben. Mitscherlich war von 1953 an fünf Jahre lang geschäftsführender und von 1958 bis 1964 der Erste Vorsitzende dieser Interessenvertretung (Lockot 1985, 2007). Es gelang eine Versöhnung mit der Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie. Ich begleitete Mitscherlich damals zu einem Gespräch mit E. Kretschmer in Tübingen, das mir unvergeßlich geblieben ist.

Die Anerkennung der analytischen Psychotherapie als Pflichtleistung gesetzlicher Krankenkassen wurde wesentlich ermöglicht durch A. Dührsens und E. Jorswiecks (1965) positive Nachuntersuchungen von Patienten, die am Zentralinstitut für psychogene Erkrankungen der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin behandelt worden waren. Das Zentralinstitut war von W. Kemper und H. Schultz-Hencke im zerstörten Berlin schon am 1. 3. 1946 gegründet worden. Gleichzeitig hatte der mehrjährige Kampf Mitscherlichs um die Institutionalisierung eines Instituts für Psychotherapie an der Universität Heidelberg begonnen. Unmittelbar nach seiner Habilitation reichte er eine entsprechende Denkschrift ein, die zunächst positiv aufgenommen wurde. Durch die Berufung von Kurt Schneider auf den Lehrstuhl für Psychiatrie und Neurologie änderten sich jedoch die Machtverhältnisse. Bis zur Schaffung der Psychosomatischen Abteilung vergingen noch vier Jahre. Mit

Unterstützung Viktor von Weizsäckers kam die Psychoanalyse gegen den Widerstand von Karl Jaspers und Kurt Schneider durch die Hintertür an die Universität.

Bis heute kaum beachtet wurden Michael Balints (1947) kritische Veröffentlichungen zur Struktur und Funktion psychoanalytischer Ausbildungsinstitute. Bei der Transformation des Eitingon-Modells, an dem die meisten Institute der IPV (mit Ausnahme der französischen) sich orientierten, gingen die zwei tragenden Pfeiler verloren: die Anwendung der psychoanalytischen Methode bei mittellosen Patienten und die Forschungsorientierung. Das Berliner Institut war, finanziert von Eitingon, als private »kleine Universität« gegründet worden, wie es im Zehn-Jahres-Bericht heißt (Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft 1930). Mehr als fünfzig Jahre später gaben die Herausgeber einer Schrift aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Sigmund-Freud-Instituts den Titel *Forschen und Heilen. Auf dem Weg zu einer psychoanalytischen Hochschule* (Bareuther et al. 1989). Im einleitenden Kapitel hielt Alfred Lorenzer ein Plädoyer für die Psychoanalyse als umfassende Wissenschaft. Im Schlußsatz äußerte er besorgt, daß die Medizinalisierung der Psychoanalyse und damit die Therapie die Psychoanalyse erschlage (Lorenzer 1989). Erst heute wird sich die Berufsgemeinschaft voll bewußt, wie anspruchsvoll Freuds Junktin-These von »Heilen und Forschen« ist. Nahezu ein halbes Jahrhundert, bis zum Zürcher Kongreß 1949, folgte die IPV einem Objektivierungsideal, das den Einfluß des Subjekts zu eliminieren versuchte. Balint hat überzeugend dargestellt, daß sich dieses Ideal mit der Purifikation des Analytikers von allen Skotomen verbunden hat. Freuds Aussage, jeder Psychoanalytiker komme nur so weit, »als seine eigenen Komplexe und inneren Widerstände es gestatten« (1910d, S. 108), ließ Ferenczi die Purifizierung durch die Lehranalyse zur zweiten Grundregel erheben.

Zwei historisch bedeutungsvolle Augenblicke im Nachkriegsdeutschland – die Reform der Reichsversicherungsordnung mit der Anerkennung von Neurosen als Krankheiten und die Entstehung einer universitären Psychoanalyse in Deutschland – habe ich mit Balints Kritik an der psychoanalytischen Ausbildung in Verbindung gebracht. Ich wollte damit auf eine große Asynchronie hinweisen: Im zerstörten Deutschland begann der Aufbau der Psychoanalyse unter günstigen Voraussetzungen, die den von Balint beklagten Verlust des Eitingon-Modells weit mehr als ausglich. Die ab 1967 bundesweit eingeführten Psychotherapie-Richtlinien (Dahm 2008; Rüger 2007; Kächele & Strauß 2008; Bowe 2008) brachten weitreichende und tiefgehende Reformen

mit sich. Darauf ist das erstaunliche und einzigartige Wachstum der Psychoanalyse in der Bundesrepublik zurückzuführen. Der Anerkennung der analytischen Psychotherapie als Leistung der gesetzlichen Krankenkassen gingen harte Auseinandersetzungen innerhalb der DGPT voraus. Auch unter Alexander Mitscherlichs Vorsitz wurde jedoch immer wieder eine einheitliche berufspolitische Zielsetzung erreicht. So erfüllte sich gerade in dem Land, in dem alles Jüdische vernichtet werden sollte, Freuds Vorhersage, irgendwann werde einmal »das Gewissen der Gesellschaft erwachen und sie mahnen, daß der Arme ein ebensolches Anrecht auf seelische Hilfeleistung hat wie bereits jetzt auf lebensrettende chirurgische« (1919a, S. 192). Der berühmte Budapester Vortrag schließt allerdings mit seinen Bedenken, daß die »Massenanwendung unserer Therapie das reine Gold der Analyse reichlich mit dem Kupfer der direkten Suggestion« legieren werde, wenn auch ihre wichtigsten und wirksamsten Bestandteile »von der strengen, der tendenzlosen Psychoanalyse« entlehnt worden seien (S. 193f.). Ich erwähne diesen abschließenden Gedanken Freuds deshalb, weil die Psychotherapie-Richtlinien einerseits das unerwartete Wachstum der Psychoanalyse in unserem Land ermöglichen und sich als erfolgreiches, flexibles Modell bewährt haben. Andererseits finden in der Berufsgemeinschaft national und international unter Berufung auf Freuds Gold-Kupfer-Metapher immer noch heftige Auseinandersetzungen über die strikte Psychoanalyse und ihre psychotherapeutischen Anwendungen statt. Mitscherlichs undogmatische Haltung läßt keinen Zweifel daran, auf welcher Seite der polemischen Auseinandersetzungen er sich befinden würde.

3. Pionierzeiten in Heidelberg

Nun blicke ich auf den Anfang der Psychoanalyse nach 1945 in Westdeutschland und speziell in Heidelberg zurück. Damit ist ein ständiger Wechsel der Perspektive und der Abstraktionsstufe verbunden. Szenische Erinnerungen dienen der Erläuterung allgemeiner Gesichtspunkte. Ich spreche nicht als distanzierter Beobachter, sondern als aktiver Teilnehmer.

a) Persönliches und Berufliches

In einem Arbeitskreis der späteren Evangelischen Akademie Bad Boll kam ich in Berührung mit Viktor von Weizsäckers anthropologischer Medizin. Wilhelm Kütemeyer hielt dort einen Vortrag über das Materiel-

le als Element des Christentums. In Heidelberg stellte ich fest, daß er Viktor von Weizsäckers naturphilosophische Spekulationen voll und ganz in die Psychotherapie Schwerkranker transferierte.

Ich referierte im Bad Boll's Arbeitskreis Alexander Mitscherlich's *Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit* (1983a [1946]) und erwarb seine Habilitationsschrift *Vom Ursprung der Sucht* (1947). Von der Freundschaft zwischen Mitscherlich und Schottlaender wußte ich ebenso wenig wie von dessen IPV-Mitgliedschaft. Bei Schottlaender hatte ich eine sehr kurze psychoanalytische Therapie gemacht. Es war Zufall, daß ich durch Vermittlung Schottlaenders 1950 in die Psychosomatische Abteilung kam, wo ich meine Heimat fand und bis 1967 blieb. Die Gründung dieser Abteilung war von Weizsäcker und Mitscherlich mit Unterstützung der Rockefeller Foundation gegen Karl Jaspers und Kurt Schneider erkämpft worden und sicherte der Psychoanalyse eine universitäre Verankerung. Zu meiner Überraschung stellte Mitscherlich mich der kleinen Gruppe von älteren Frauen – Bertha Sommer war Oberärztin und zehn Jahre älter als der Chef – sowie Ulrich Ehebald und Gerhard Ruffler, die ungefähr mein Jahrgang waren, als »Mittelstürmer« vor. Tatsächlich war ich im Handball immer nur Verteidiger gewesen, und in dieser Rolle blieb ich auch beruflich jahrzehntlang. Mitscherlich hatte stets den Mut zur Offensive.

Nun beschreibe ich eine Situation aus der Anfangszeit. Von seiner mehrmonatigen Amerikareise im Jahre 1951 hatte unser Chef den Forschungsansatz von Franz Alexander mitgebracht. Die Dokumentation psychoanalytischer Krankengeschichten sollte anhand eines Musters systematisiert werden. In der systematischen Krankengeschichte wurde der Versuch gemacht, die psychoanalytische Verlaufs- und Ergebnisforschung auch an von Weizsäckers Frage zu orientieren: »Warum tritt jetzt eine Krankheit auf und warum tritt sie gerade hier (an diesem Organ oder Organsystem) auf?«

Mit ihr korrespondierte eine Technik der Anamnesenerhebung, die biographische Anamnese. Diese war nicht primär auf ein psychotherapeutisches Ziel, auf Veränderung, ausgerichtet, sondern an der Vergangenheit und ihrer Diagnostik orientiert. Die Bedeutung der Arzt-Patient-Beziehung und ihrer speziellen Ausformung in Übertragung und Gegenübertragung wurde bei dieser Anamnesentechnik nicht eigens berücksichtigt (Thomä 1978). Es lag nahe, eine Patientengruppe zu befragen, die in größerer Anzahl an uns überwiesen wurde. Es handelte sich um Patientinnen, bei denen von Internisten fälschlicherweise Hyperthyreose diagnostiziert wurde. Die Patientinnen litten unter schweren

Angstzuständen – heute würden wir sagen: Panikattacken. TSH- und Thyroxinbestimmungen waren damals noch nicht eingeführt, und die Diagnose wurde unter anderem wegen beträchtlich erhöhter Grundumsatzwerte gemacht. Mit der Krankengeschichte von Ina B. verbindet sich eine Erinnerung an Alexander Mitscherlich. Ich war begeistert, als sich die schweren Angstzustände der Patientin im Laufe einer Entladung aggressiver Affekte in der Übertragung fast schlagartig besserten, und ich glaubte, hiermit einen Beitrag zur Spezifitätshypothese geliefert zu haben. Meine »enthusiastische« Entdeckerfreude fand keine Zustimmung. Ich hatte nur für mich etwas Wichtiges entdeckt: die Bedeutung der Katharsis in der Übertragung. Die Arroganz, mit der ich meine Entdeckung vertrat, ärgerte Mitscherlich sehr. Sein Ärger verblaßte erst mit dem gütlichen Zuspruch Felix Schottlaenders.

b) Autodidakten werden Psychoanalytiker

Auch wenn man Psychoanalyse nicht aus Büchern lernen kann: der reine Wissensverlust unter den ersten psychoanalytischen Nachkriegsgenerationen war riesig, und ich litt darunter. Immerhin: Mitscherlich hatte die *Gesammelten Schriften* Sigmund Freuds in seiner Bibliothek. Da die Psychoanalyse den Menschen betrifft, gibt es fast kein Gebiet, das nicht mit ihr in Beziehung gebracht werden kann. Wir waren alle leidenschaftlich engagiert und fühlten uns in besonderer Weise privilegiert. Mitscherlich leitete einerseits mit loser Hand. Auf der anderen Seite konnte er in seiner Kritik auch sehr hart sein. Die gewährten Freiheiten konnte man für eine gewisse Zeit nach Belieben gestalten.

In Heidelberg wurde eine Ganztagsausbildung unter der Leitung eines Mannes angeboten, der sich vor allem in den Freundschaften zu Gustav Bally und Felix Schottlaender seit 1938 weitergebildet hatte. Den Referral-Test² hatte Mitscherlich bei Bally bestanden, der ihm Patienten überwiesen hat (pers. Mitteilung von W.L.). Universitär hat sich Mitscherlich durch seine Habilitationsschrift als analytischer Psychotherapeut ausgewiesen. Doch ihm fehlte, ebenso wie vielen jüngeren Mitgliedern der ersten Nachkriegsgeneration, z. B. Wolfgang Loch und mir, die

² Als Referral-Test bezeichnet Tuckett (2005, S. 47) im Zusammenhang mit der Beurteilung psychoanalytischer Kompetenz das Überweisungsverhalten der Analytiker untereinander. Er geht davon aus, daß einer Überweisung von Patienten an einen Kollegen eine positive Einschätzung von dessen Kompetenz zugrunde liegt. Problematisch wird der »Referral-Test« allerdings dann, wenn Überweisungen ausschließlich an Kollegen derselben Schulzugehörigkeit erfolgen.

Lehranalyse. Unseren Mangel versuchten wir durch intensives Literaturstudium auszugleichen. Ich erinnere mich beispielsweise gut daran, daß wir lange über den Unterschied zwischen Übertragungswiderstand und Widerstand gegen die Übertragung stritten. Ausgangspunkt waren immer konkrete Patientenprobleme.

Mitscherlich ist es zu verdanken, daß nach der historischen Feier anläßlich des hundertsten Geburtstags von Sigmund Freud (1956) auch deutschsprachige jüdische Psychoanalytiker zu Vorträgen, Seminaren und Supervisionen nach Heidelberg kamen. Die Begegnung mit Überlebenden des Genozids, die trotz allem bereit waren, uns mit ihrem psychoanalytischen Denken und Handeln vertraut zu machen, hat uns nachhaltig beeindruckt. Ich selbst hatte schon während meines Postgraduate-Jahres am Yale Psychiatric Institute 1955 den Unterschied zwischen Gesprächen über Schuldprobleme und persönlichen Begegnungen mit geflohenen jüdischen Kollegen sozusagen am eigenen Leib erfahren (Kafka 2007).

Die innovative Ganztagsausbildung machte viel wett. Erst 1966 veröffentlichte Anna Freud unter dem Titel »Das ideale psychoanalytische Lehrinstitut: eine Utopie« ein Plädoyer für die Ganztagsausbildung. Eigentlich hatte sie im Titel den Anspruch formulieren wollen, daß wirkliche psychoanalytische Kompetenz nur in einer Ganztagsausbildung erworben werden könne. Gegen diesen Titel hat aber seinerzeit Heinz Kohut aus berufspolitischen Gründen opponiert. Anna Freud hat nachgegeben.

Meines Erachtens können die Erfahrungen, die viele deutsche Analytiker der ersten Nachkriegsgenerationen gemacht haben, verallgemeinert werden. Freuds These, daß Patienten nur so weit kommen, wie es die neurotischen Skotome ihrer Analytiker zulassen, ist unzutreffend. Fast alle Analytiker der ersten Nachkriegsgeneration hatten eine kurze Lehranalyse. Um dem großen Interesse nach Ausbildung entgegenzukommen und Bewerber nicht durch lange Wartezeiten auf die Lehranalyse zu frustrieren, setzte ich als DPV-Vorsitzender durch, daß relativ unerfahrene Kolleginnen und Kollegen mit Lehranalysen betraut wurden. Das Wachstum der DPV von sieben Berliner Gründungsmitgliedern zu einer Mitgliedschaft von über tausend ist kein Nachkriegswunder, sondern einfach zu erklären. Die Psychoanalyse befand sich in einem fast konkurrenzlosen Raum. Das Berufsbild wurde ökonomisch attraktiv durch die Anerkennung analytischer Psychotherapie als Krankenkassenleistung. Die meisten der etwa 30 Lehrstühle für Psychotherapie und psychosomatische Medizin waren mit analytisch orientierten

Professoren besetzt. Leider förderten nicht alle diese Lehrstuhlinhaber die Habilitation von Mitarbeitern, um die Zahl berufungsfähiger Analytiker zu erhöhen. Mitscherlich jedoch unterstützte nicht nur die Habilitation von Clemens de Boor und von mir. Er akzeptierte, daß Albrecht Görres nur gelegentlich in die Klinik kam und zu Hause eine Schrift vorbereitete, die er dann über Prof. Wellek in Mainz zur Habilitation einreichte. Die gleiche Großzügigkeit bewies er auch Wolfgang Loch gegenüber, der in Frankfurt zwischen 1960 und 1964 seine Habilitationsschrift vorbereitete, um sie in Tübingen vorzulegen.

Eine Denkschrift der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die federführend von Albrecht Görres verfaßt wurde, führte zur Vergabe von Ausbildungsstipendien. Diese ungewöhnliche Förderung durch die DFG geht auf eine Initiative von Thure von Uexküll zurück, der zur damaligen Zeit Mitglied des Senats der DFG war. Natürlich war auch Alexander Mitscherlich mit von der Partie.

Man kann seinen bis heute wirksamen Einfluß auf die Expansion der Psychoanalyse an der Liste der DPV-Vorsitzenden seit der Gründung 1950 ablesen: Auf Müller-Braunschweig folgte 1956 Gerhart Scheunert. Danach, 1964–1968, war der Berliner Horst-Eberhard Richter Vorsitzender. Er hatte 1962 den Gießener Lehrstuhl übernommen. Von den bisher 19 DPV-Vorsitzenden sind 17 direkte oder indirekte Schüler von Mitscherlich. Interessant ist es, die Ausbildung der drei auf Horst-Eberhard Richter folgenden DPV-Vorsitzenden zu betrachten. Bei mir genügte eine Bescheinigung des damaligen Leiters des Stuttgarter psychotherapeutischen Ausbildungsinstituts W. Bitter, um Mitglied der DPV zu werden. Eine Analyse (ca. 230 Sitzungen), die ich als therapeutische erlebte, machte ich erst 1962 bei Balint. Wolfgang Loch beschreibt in seiner Autobiographie, daß er bei Hochheimer eine Psychotherapie machte. Als er sich während seiner Zeit in Heidelberg von 1956 bis 1959 um die DPV-Mitgliedschaft bewarb, mußte er eine hochfrequente Analyse bei einem DPV-Analytiker nachweisen, die bis zu 6 Stunden pro Woche erreichte. De Boor war ein Jahr bei Jeanne Lampl-de Groot in Holland.

Heute sollte es in der Tradition Mitscherlichs um die Einschätzung der Kompetenz anhand von Kriterien gehen. Diese muß durch ausführliche Behandlungs- und Interaktionsberichte nachgewiesen werden. Hierbei ist das Ergebnis auf den Verlauf zu beziehen. Symptomänderungen als »wohl tätige Wirkung« (Freud 1927a) sind im Sinne von Freuds Junktimthese zu begründen. Ohne die genaue Beschreibung und klinische Erklärung prozessualer Phänomene (zum Beispiel Symptombewegungen in Beziehung zum dyadenspezifischen, intersubjektiven Austausch) ist es

weder möglich, die Kompetenz zu beurteilen, noch die Plausibilität theoretischer Annahmen über Entstehung und Heilung von Symptomen einzuschätzen (Hanly 2006). Endlich ist die Zeit reif für validierende klinische Forschung.

c) *Einweihung des SFI – Tagung über Aggression (1964)*

Anlässlich der Einweihung des Gebäudes, in dem das Sigmund-Freud-Institut beheimatet ist, fand 1964 eine Tagung zum Thema »Anpassung und Aggression« statt. Da ich während der Vortragsreihe zu Freuds hundertstem Geburtstag 1956 in den USA war, ist diese spätere Tagung in meinem Gedächtnis besonders lebendig geblieben. Unter den Rednern befanden sich Paula Heimann, Willi Hoffer, Hans Kunz, Jeanne Lampl-de Groot, Konrad Lorenz und Fritz Redlich. Im Rückblick sehe ich die Tagung im Kontext des Wiener Kongresses der IPA 1971 und der DPV-Tagung 2006, die ebenfalls dem Thema Aggression gewidmet waren.

Mitscherlich beachtet meines Erachtens in seinen vielen entsprechenden Ausführungen zu wenig den Unterschied zwischen Aggression und Destruktivität, den Hans Kunz schon in seiner frühen Schrift *Die Aggressivität und die Zärtlichkeit* (1946a) herausgearbeitet hat. Hans Kunz gehört, auch vor allem als Autor seines großen Werkes über die anthropologische Bedeutung der Phantasie (1946b), zu meinen geistigen Vätern.

Nach meiner Erinnerung wurde der Todestrieb bei dieser Tagung nicht erwähnt. Es ist bekannt, daß Paula Heimann lange Zeit brauchte, um sich von dieser unhaltbaren Hypothese zu befreien, obwohl ihre Trennung vom »angeborenen Neid« als einer seiner Manifestationsweisen die Abwendung von ihrer Lehranalytikerin signalisierte. Im Rückblick auf die Frankfurter Tagung drängt sich die Frage auf: Welche psychoanalytischen Erklärungen gibt es dafür, daß der Todestrieb in Frankfurt schon lange tot war, aber 1971 und 2006 wieder fröhliche Urständ feierte? In Wien hat selbst Anna Freud nach einer begrifflichen Klärung, mit ähnlichen Argumenten wie Hans Kunz, die Triebhaftigkeit der Aggression widerlegt, um dann mit Rückgriff auf Eissler den Todestrieb doch wieder für denkbar zu halten. Eissler wiederum hat einen einzigen Kronzeugen: den Naturphilosophen Rudolf Ehrenberg in Göttingen, der wie sein Vetter Franz Rosenzweig zum Weizsäcker-Kreis gehörte. Psychoanalytiker tun sich schwer, unhaltbare Hypothesen ihres Gründungsvaters für tot zu erklären. Diese Schwierigkeit wächst, wenn sich, wie in der Schule von Melanie Klein, von der Hypothese, vom To-

destrieb, wesentliche behandlungstechnische Begriffe ableiten. Aus meiner Sicht ist die besonders bösartige Destruktivität an einen ideologisch zementierten Narzißmus gebunden und hat keine motivierende Eigenständigkeit.

d) Deutungsprojekt. Alexander und Margarete Mitscherlich versuchen den Spagat zwischen Heidelberg und Frankfurt.

Von 1959 bis 1967 leitete Alexander Mitscherlich zwei anspruchsvolle Institutionen und war vollkommen überlastet. Margarete teilte sein Schicksal. Während meines einjährigen Postgraduate-Studiums in London entwickelte ich Ideen, wie man Forschung in die psychoanalytische Situation hineinbringen könnte. Angeregt wurde ich unter anderem durch Susan Isaacs und den Philosophen John Wisdom.

Nach meiner Rückkehr machte Alexander Mitscherlich das Deutungsprojekt zur Klammer zwischen Heidelberg und Frankfurt. Wie zu erwarten, ließen sich zwei auseinanderstrebende Zentren nicht verklammern. Lorenzer hat zwar, wie ich, Freuds Junktim-These von Heilen und Forschen³ in den Mittelpunkt einer Arbeit gestellt, aber daraus kein Design für eine empirische Forschung innerhalb der klinischen Situation entwickelt.⁴ Er hat Freuds Bezeichnung »Aufklärung« nicht in ihrer therapeutischen Bedeutung aufgegriffen, sondern ist bei der Emanzipation und der Gesellschaftspolitik gelandet. Für mich ist es mehr als ein Ärgernis, daß in der zeitgenössischen Psychoanalyse viel über das Dritte diskutiert wird, aber dieses kaum auf das Ergebnis bezo-

³ »In der Psychoanalyse bestand von Anfang an ein Junktim zwischen Heilen und Forschen, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt. Nur wenn wir analytische Seelsorge treiben, vertiefen wir unsere eben aufdämmernde Einsicht in das menschliche Seelenleben. Diese Aussicht auf wissenschaftlichen Gewinn war der vornehmste, erfreulichste Zug der analytischen Arbeit« (Freud 1927a, S. 293f.; Hervorheb. H. T.).

⁴ Es ist erstaunlich, daß die Diskussion über das Dritte als das Erzeugte, also das durch die Therapie hervorgebrachte Neue, so gut wie nicht erwähnt wird. Denn das Dritte ist nach Hegel das Erzeugte, das sich von den beiden Charakteren, die es hervorbringen, unterscheidet. Bei Hegel erreicht das Erzeugte, das Ergebnis, eine Unabhängigkeit vom Prozeß der Erzeugung. Es wird zum Dritten und kann auch von Dritten kritisch betrachtet werden. Es ist bedenklich, daß in der Psychoanalyse nicht selten so getan wird, als wäre der Prozeß Selbstzweck, als ginge es nicht um das Produkt, um das Ergebnis, um das Erzeugte. Die Dreigliedrigkeit Cavells (1998, 2006) führt in diesem Sinne über die Intersubjektivität hinaus und zur Objektivierung von Ergebnissen: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen« (Matthäus 7,16; Kächele 1994).

gen wird. Für den Patienten ist freilich die therapeutische Veränderung das Entscheidende.

Das Projekt erhielt in Frankfurt ein eigenes Gepräge, wie man der Veröffentlichung von Brede (1989) entnehmen kann. Freimüller (2007, S. 405f.) hat als Biograph eine Konferenz beschrieben, an der internationale Psychoanalytiker teilnahmen, um die Methodologie zu klären. Die Konferenz brachte keine Rettung.

In Ulm jedoch ging das Deutungsprojekt weiter. Heutzutage ist anspruchsvolle Prozeß- und Ergebnisforschung an ein funktionsfähiges Team gebunden, das sich gemeinsam einer großen Aufgabe widmet. In seinem Vorwort zum zweiten Forschungsbericht des Sigmund-Freud-Instituts hat Richter darauf aufmerksam gemacht, daß das Institut in den ersten Jahrzehnten allein mit der Ausbildung überlastet war. Mitscherlich mußte die IPV-Ausbildungsrichtlinien zugrunde legen. Forschungen in diesem Bereich waren, jedenfalls am Anfang, nicht möglich.

4. Mitscherlich als Nestbeschmutzer und Karl Jaspers' Hilfe

Von den damaligen Ärztekammern und den medizinischen Fakultäten war Mitscherlich beauftragt, über die Nürnberger Ärzteprozesse zu berichten. Im *Diktat der Menschenverachtung* dokumentierten er und Mielke (1947) den Prozeß. Mitscherlich wurde für viele Ärzte zum Nestbeschmutzer. Von einflußreichen Hochschullehrern, wie Büchner, Heubner, Rein und Sauerbruch, wurde er als Verleumder beschuldigt. Im Zusammenhang mit diesen Auseinandersetzungen verteidigte Jaspers Mitscherlich gegen die Unterlassungsklage des Freiburger Pathologen Büchner. In einem Brief vom 9. 5. 1947 schreibt Jaspers:

»Ohnehin immer am Rande der Verzweiflung über unseren öffentlichen geistigen Zustand bin ich von der maßlosen Reaktion eines hochgeachteten Kollegen schwer betroffen [gemeint war der Freiburger Pathologe Büchner]. Der [nationalsozialistische] Staat war verbrecherisch. Es handelte sich doch nur um die Frage, ob ich meinen sicheren Tod will, den die öffentliche Erklärung zur Folge gehabt hätte, oder ob ich es auf mich nehmen will zu schweigen. Wir alle, die wir überleben, haben geschwiegen. In keinem Fall haben wir Grund, danach stolz und selbstgerecht zu sein« (Gerst 1994, S. 1613, zit. nach Thomä 2007, S. 278f.).

Die Beherzigung dieses Wortes könnte vielen Deutschen der älteren Generationen zu einer angemessenen »Vergangenheitsbewältigung« verhelfen. Mit diesem Wort ist auch die von Jaspers vertretene »Kollektivschuld« zu begründen. Denn Jaspers hat selbst sein Leben nicht riskiert und war nach den Maßstäben seiner Kollektivschuld-Idee ein Mitläufer im weitesten Sinne des Wortes.

In Heidelberg wußte man, daß Mitscherlich ein Gegner des Nationalsozialismus und deshalb auch einige Zeit eingesperrt war. In meiner Gegenwart hat Alexander Mitscherlich nicht ein einziges Mal von seiner politischen Orientierung im »Dritten Reich« und von seiner Gegnerschaft gesprochen. Im Dreizehnerausschuß der Heidelberger Universität, der den Wiederaufbau organisierte, war er das jüngste Mitglied. Er hat für viele belastete Professoren »Persil-Scheine« ausgestellt. Ich habe mich für Einzelheiten nicht interessiert. Hans-Jürgen Seeberger war, glaube ich, der einzige Assistent, der von der Freundschaft Mitscherlichs mit Ernst Niekisch und Ernst Jünger wußte und auch gelegentlich Titel seiner Jugendschriften nannte. Von Niekisch wußte ich nichts. Ernst Jünger kannte ich als Autor seiner Kriegs-Bücher, über die ich als »Pimpf« Heimabende abgehalten hatte. Mitscherlichs Unbescholtenheit stand für uns alle außer Frage. Zu seinem Kreis zu gehören hatte nicht selten zur Folge, daß man schief angesehen wurde, war Mitscherlich doch in der deutschen Ärzteschaft zum »Nestbeschmutzer« geworden.

In den vielen Jahren unserer Zusammenarbeit habe ich fast nie ein Wort der Klage über die außerordentlichen und ganz und gar ungewöhnlichen familiären und beruflichen Belastungen von Alexander Mitscherlich gehört. Daß Jaspers ihn wegen des zu befürchtenden Abtransports seiner jüdischen Frau ins Vertrauen gezogen hatte, habe ich erst aus den inzwischen vorliegenden Biographien erfahren. Mitscherlichs Enttäuschung über Jaspers' unbelehrbare, negative Haltung der Psychoanalyse gegenüber war groß.⁵ Damit wurde Jaspers zum Gegner. Trotzdem schrieb Mitscherlich ihm einen Brief, der eine hohe Sublimierungsfähigkeit beweist:

»Meine Erinnerungen an Plöck 66 [Jaspers' Wohnung] im Krieg sind lebendig – und ich bin Ihnen nach wie vor sehr dankbar für diese stillen Stunden. Darin ändert sich für mich nichts, auch wenn Sie und ich jetzt in der Öffentlichkeit als feindlich geschieden erscheinen. Ich bin sicher, daß Sie dies nicht als private Abschwächung meiner publizistischen Gegnerschaft auffassen, sondern so wie es gemeint ist: als Zeichen herzlicher Verbundenheit trotz aller möglichen persönlichen Divergenz. Und da ich nun einmal vor der Autorität keine Angst habe, zumal wenn sie kurios in die Irre geht, sage ich das, um mir die Beziehung, auf die es mir ankommt, die menschlich erfüllte, nicht vergällen zu lassen« (Mitscherlich an Jaspers, 18. 3. 1951, zit. nach Bormuth 2002, S. 270).

5. Vom Gestaltkreis zur Pathosophie

Die Einführung des Subjekts in die Medizin als Grundidee Viktor von

⁵ Von den Kämpfen, die Alexander Mitscherlich bis zur Gründung der Psychosomatischen Klinik zu bestehen hatte, erfuhr ich Genaueres bei der 100-Jahr-Feier für Viktor von Weizsäcker 1986 (Henkelmann 1992; Benzenhöfer 1994).

Weizsäcker hat Paul Christian mit folgenden Worten gekennzeichnet:

»Sein Anliegen war der Versuch, die Subjektivität in eine strukturelle Beziehung zur Umwelt zu stellen, um die in der Biologie und Medizin verfestigte Subjekt-Objekt-Spaltung in Frage zu stellen und zu überwinden« (Christian 1987, S. 72).

Von der Idee des Gestaltkreises als Einheit von Wahrnehmen und Bewegen ausgehend, bewegte sich Weizsäcker über die »medizinische Anthropologie« zur »Pathosophie« und entfernte sich immer mehr von den Gestaltkreis-Experimenten. Er selbst und vor allem einige seiner Schüler transformierten Deutungen des Gestaltkreises in die psychosomatische Auffassung körperlicher Erkrankungen. Das Prinzip der Äquivalenz und der gegenseitigen Vertretbarkeit der organischen und der psychischen Symptomatologie wurde zur Leitfigur. Ein organisches Symptom wurde in dieser Sicht zur Vertretung eines psychischen Symptoms und umgekehrt. Diese Vorstellung von Vertretung lehnt sich an das »Drehtür-Prinzip« des Gestaltkreises an. Mit dieser Idee verband sich eine Kritik an den Begriffen »Psychogenese« und »Somatogenese«. Weizsäcker glaubte, daß die »beiden Fragen: warum gerade jetzt? und: warum gerade hier?« (2005, S. 269) weiterführen könnten. Das gelte besonders für Erkrankungen, die von der klassischen Pathologie nicht geklärt werden konnten.

Mit diesen Warum-Fragen ist man unvermeidlich mit der Kausalität konfrontiert und auch mit dem Methodenpluralismus.⁶ Die Spannungen zwischen der Mitscherlich-Abteilung und dem Weizsäcker-Kreis konzentrierten sich auf die Person von W. Küttemeyer, der die Metaphorik der Stellvertretung psychotherapeutisch am entschiedensten vertrat.

Eines der Probleme der psychosomatischen Medizin ist einfach zu benennen: Ganz gleichgültig, welche philosophische Lösung des Leib-Seele-Problems man bevorzugt, an einem Methodendualismus oder -pluralismus kommt man nicht vorbei. Es gibt keine ganzheitliche Methode. Kranke und gesunde Menschen haben indes ganzheitliche Erwartungen und Hoffnungen, die sich auch an die Person des Arztes richten. Dessen diagnostische und therapeutische Maßnahmen sind jedoch stets methodenbezogen. Eine ganzheitliche = psychosomatische Methode kann es nicht geben. In diesem Zusammenhang sind Franz Alexanders Verdienste nicht nur historisch bedeutungsvoll, sondern heute noch gültig. Als Psy-

⁶ Dieser Methodenpluralismus ist auch in dem bio-psycho-sozialen Modell impliziert, das von Uexküll kreiert hat. Es respektiert »die Eigenständigkeit der Phänomene auf jeder der verschiedenen Systemebenen« (Uexküll 1981, S. 26). P. Christian, der aus Breslau nach Heidelberg mit von Weizsäcker zurückgekehrt ist, hat sich an dieser Art analoger Metaphorik nicht beteiligt, und in seinem Buch *Das Personverständnis im modernen medizinischen Denken* (1952) finden sich keine derartigen Spekulationen.

choanalytiker hat er gezeigt, wo die Grenzen der Sinn- und Symboldeutungen körperlicher Erkrankungen, die sich bei rein hysterischen Symptomen in der Psychoanalyse bewährt hatten, liegen. Seine Unterscheidung mußte uns (in Heidelberg) um so willkommener sein, als das Aufleben romantisch-spekulativer Strömungen in den Nachkriegsjahren sich in der ›Ganzheitsmedizin‹ so auswirkte, daß Sinn und Sinnverlust direkt am kranken Organ abgelesen wurden (Thomä 1983, S. 328). Die implizierte Kritik bezieht sich besonders auf Küttemeyer, der meines Erachtens Weizsäckers Gestaltkreislehre der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen besonders die gegenseitige Vertretung entnommen hat. So ist bei Küttemeyer der Wahn zur Materie geworden und umgekehrt.

Exkurs: Gedanken zu drei Biographien

Nach Lektüre der drei Biographien von Martin Dehli, Tobias Freimüller und Timo Hoyer von insgesamt 1422 Seiten hat sich meine Auffassung eher noch verstärkt, daß ohne Mitscherlichs Wirken die Psychoanalyse in Deutschland sich nicht dort befände, wo sie heute ist. Nach dem Erikson zugeschriebenen Ausspruch war er eine »one man army in Germany«. Die Lektüre der drei Bücher hat mich mit vielen neuen Fakten vertraut gemacht. Seine Lebensleistung ist weit größer, als mir bisher bewußt war. Respekt und Bewunderung sind erheblich gewachsen, ohne daß sich eine hagiographische Stimmung ausgebreitet hat.

Zunächst einige Worte zum Vergleich der drei Biographien: Keine Schwierigkeiten habe ich mit der Integration der Beschreibungen von Tobias Freimüller und von Timo Hoyer. In Hoyers besonders umfangreicher Biographie wird beispielsweise aus dem Reisetagebuchs Mitscherlichs anläßlich seines längeren Amerika-Aufenthalts im Jahr 1951 berichtet. Es trifft zu, daß Mitscherlich verändert aus Amerika zurückgekehrt ist. Auch ich bin 1955/56 nach einem Jahr am Yale Psychiatric Institute fürs Leben bereichert zurückgekehrt. Mitscherlich reiste durchs ganze Land. Er beschreibt als sensibler Beobachter die Begegnung mit führenden Psychoanalytikern. Mitscherlich ist ein eindrucksvoller Reiseschriftsteller, der psychoanalytische Institutionen und die Menschen, die in ihnen tätig sind, kritisch betrachtet. Wissenschaftlich war er besonders von Franz Alexander beeindruckt. Das Ich-psychologische Denken imponierte ihm. Später schrieb er, »man dürfe nur nicht außer acht lassen: Es sind – verantwortungsvoll erarbeitete – Hypothesen, aber keine Beschreibungen von gesicherten Tatsachen« (1983c, S. 560). Schon von Natur aus konnte Mitscherlich kein orthodoxer Psychoanalytiker werden. Als unruhiger Geist zog er sein Lebenselixier aus der Auflehnung gegen Dogmen und den Zwang zur Anpassung.

Wesentliche Fragen beginnen, wenn man unterschiedliche Interpretationen miteinander vergleicht. Als Beispiel nenne ich die Deutungen, mit denen Dehli und Hoyer Mitscherlichs Exil in Zürich und seine Reise nach Deutschland mit Verhaftung beim Grenzübertritt und nachfolgender Untersuchungshaft, kom-

mentieren. Erwiesen ist, daß Mitscherlich wegen seiner Zugehörigkeit zu Niekischs nationalbolschewistischer Widerstandsgruppe nicht acht⁷, sondern drei Monate einsaß. Auch zu seiner Entlassung haben mehr Interventionen beigetragen, als er selbst beschrieben hat. Hoyer entschuldigt diese Diskrepanz mit einer einfühlsamen Interpretation, indem er sagt »ob sieben oder acht Monate, in jedem Fall handelt es sich dabei um die gefühlte Zeit der Inhaftierung und nicht um die tatsächliche, die sich auf etwa drei Monate belaufen dürfte« (Hoyer 2008, S. 90). Dehli ist dagegen sehr kritisch: In seiner Autobiographie erwecke Mitscherlich den Eindruck, seine Emigration sei geplant gewesen, er habe wegen persönlicher Gefährdung Berlin und kurze Zeit später Deutschland verlassen, weshalb er schon in Sicherheit gewesen sei, als die Gestapo gegen die »Widerstandsbewegung« vorging. Weder habe er Berlin wegen politischer Verfolgung verlassen, noch habe er in Freiburg an Emigration gedacht. Seine Gefährdung habe er unterschätzt, und der Verhaftung sei er nur durch Zufall entgangen. Und wörtlich heißt es: »Der erneute Grenzübertritt bei Singen, der dann zu Mitscherlichs Verhaftung führte, war weniger von Mut als von einer politischen Fehleinschätzung veranlaßt. Mitscherlichs Weg ins Exil und dann in die Gefangenschaft ist nicht nur eine Geschichte politischer Tragik, sondern auch der Leichtfertigkeit« (Dehli 2007, S. 72).

Im Unterschied zu den beiden anderen Biographien legt Dehli eine fragwürdige Idee bei der Betrachtung außergewöhnlicher Lebensläufe zugrunde: »Alexander Mitscherlichs Biographie [...] erschließt sich nicht, wenn man seine Verdienste für die Psychoanalyse und für die kritische Öffentlichkeit in der Bundesrepublik zurückprojiziert auf die Zeit vor 1945. Mitscherlich war weder der »Antifaschist der ersten Stunde«, als den ihn sein erster Biograph bezeichnet hat, noch war sein Leben immer schon ein »Leben für die Psychoanalyse«, wie es Mitscherlich in seiner Autobiographie nannte. Seine politischen Auffassungen in den frühen dreißiger Jahren und seine wissenschaftliche Ausrichtung während des Krieges stehen in deutlichem Kontrast zu den Positionen, die er später einnahm. Wenn man dies gegen alle spätere hagiographische Überformung festhält, erweist sich Mitscherlichs intellektuelle Biographie – und, wenn man so will, seine Lebensleistung – vor allem als ein ständiger Lernprozeß, als die Bereitschaft, aus den katastrophalen Umwälzungen in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts Konsequenzen zu ziehen und die eigenen Positionen zu überdenken« (Dehli 2007, S. 15).

Ich habe den Eindruck, daß Dehli die großen Verdienste Mitscherlichs im Nachkriegsdeutschland zu schmälern versucht, indem er ihn zum Hagiographen seiner Vergangenheit zu machen versucht. In der nun zu diskutierenden Rezension von Eveline List wird diese Intention, die bei Dehli zwischen den Zeilen steht, offensichtlich.

Tatsächlich besteht eine Divergenz zwischen den autobiographischen Angaben und den gesicherten Daten, die besonders Dehli herausstreicht. Es gibt also Interpretationsraum. Bis zu welchem Grad und ob überhaupt der Zweck die Mittel heiligt, ist eine offene Frage. Ich würde mildernde Umstände gelten lassen,

⁷ Mitscherlich machte diese Angabe nicht nur in seiner Autobiographie, also bei altersbedingt reduziertem Gedächtnis, sondern auch schon in gesunden Tagen, beispielsweise in einem Fragebogen (Dehli 2007, S. 73).

wenn beim Durchsetzen einer verfolgten, aber guten Sache – für die ich die Psychoanalyse halte – politisch wirksame Machtmittel eingesetzt werden. Schließlich geht es um das Problem der Verhältnismäßigkeit der eingesetzten Mittel beim Durchsetzen eines gerechtfertigten Ziels.

Dehli hat in der Wiener Psychoanalytikerin Eveline List eine Rezensentin gefunden, die meines Erachtens auf wenigen Seiten Klartext redet. Sie hat auch zwischen den Zeilen gelesen und das Gefundene in Worte gefaßt. Zunächst vertritt sie die Auffassung, daß ein Psychoanalytiker »natürlich möglichst gar nichts über sich selbst erzählen« solle. Sollte er jedoch das Gebot der Abstinenz verletzen, sollte er wenigstens keine Unwahrheiten über sich mitteilen. Dehli hatte gesagt, daß sein Zugang geeignet sein könne, »das Schweigen zu durchbrechen, das sich seit Mitte der achtziger Jahre um die Person Alexander Mitscherlichs gebreitet hat« (S. 26). List macht daraus, daß deutsche Analytiker im Rahmen ihrer verspätet (gemeint ist wohl: erst nach der Jerusalemer IPA-Tagung im Jahre 1977) einsetzenden »Vergangenheitsbewältigung« auch Mitscherlichs Vorgeschichte totgeschwiegen hätten. Nachdem sie schon die Wahl des Titels *Die vaterlose Gesellschaft* spitzig als »lukrativ« bezeichnet hatte, zitiert sie genußvoll Dehlis Verurteilung: »Mitscherlich war in seiner politischen Meinung weniger eindeutig, in seinem Leben weniger verfolgt und in seinem Handeln weniger mutig, als er behauptete« (S. 81). Kurz: Als habe er selbst sich nach 1945 zum eigenen Ruhm neu erfunden.

Aus meiner Sicht war er mutiger als die meisten Deutschen. Schließlich hatte Mitscherlich bis zu seinem Tod die Mißbilligung einflußreicher Gruppen der Ärzteschaft zu ertragen. Er mußte sich gefallen lassen, daß die Dokumentation der Nürnberger Ärzteprozesse, mit der er als junger Privatdozent mangels einer besseren Wahl von allen Ärztekammern und medizinischen Fakultäten beauftragt worden war, ihn zum »Nestbeschmutzer« machte. Über Interpretationen läßt sich trefflich streiten. Eindeutig falsch ist jedoch die Feststellung von List, Mitscherlich habe die Priorität von Ernst Federn für die Bezeichnung »Vaterlose Gesellschaft« unerwähnt gelassen. Mitscherlich hat Federn sehr wohl erwähnt. Hingegen hat dieser ebenso wie Mitscherlich übergangen, daß schon Freud die »vaterlose Gesellschaft« des Brüderclans nach Ermordung des Vaters erwähnt hat. Der Philosoph D. Thomä (2008, S. 40, 178ff.) hat kürzlich aufgezeigt, daß der Earl of Shaftesbury schon vor Jahrhunderten sich in einer »vaterlosen Welt« bewegte. Bert Brecht wußte, daß fast alle Nachgeborenen Plagiatoren, echte Erstzeugungen also selten sind.

Dehli und List scheinen davon auszugehen, daß nur jener Widerstand etwas gilt, dem hohe demokratische Ideale zugrunde liegen. Die Lebensleistung von Mitscherlich liegt gerade darin, daß er seine nationalbolschewistischen politischen Einstellungen, die sich gegen das NS-Regime richteten, schon nach seiner Inhaftierung revidiert hat. Hierbei hat zweifellos eine persönliche Enttäuschung durch Ernst Niekisch eine wesentliche Rolle gespielt. Aber so ist das Leben.

6. Mit Alexander Mitscherlich auf dem Weg zu einer zukünftigen Psychoanalyse

In ihrem Vortrag vom Januar 2008 mit dem Titel »Persönliche Erinnerungen und deren kritische Betrachtung« schreibt Margarete Mitscherlich-

Nielsen, ihr Mann habe sie wiederholt davor gewarnt, die Psychoanalyse zur Religion zu machen. Sie könne nur, so meinte er, »durch weitere sachliche Distanz und Forschung« von Bestand bleiben. Und Margarete Mitscherlich fügt hinzu: »wie diese Erforschung des Subjekts Mensch und seiner Seele aussehen sollte, darüber gingen die Meinungen auseinander und tun es bis heute«.

Mein langer Weg begann in Gesprächen mit Mitscherlich über die Kritik von Karl Jaspers, der bekanntlich psychoanalytische Erklärungen als ein »Als-ob-Verstehen« abgetan hatte. Tatsächlich hat Freud die Aufteilung in verstehende Geisteswissenschaften und erklärende Naturwissenschaften durch eine dynamische Betrachtungsweise überwunden. Die Einbeziehung unbewußter Motive in die phänomenologische Psychopathologie verändert diese fundamental. Gründe als Motive menschlichen Handelns sind Ursachen. Die Kausalität des Schicksals, ein Begriff, den Habermas in Anlehnung an Hegel geprägt hat, verbindet alle praktizierenden Psychoanalytiker miteinander, so umstritten kausale Zusammenhänge im einzelnen auch sein mögen. Ohne das Nachdenken über wahrscheinliche Zusammenhänge wäre therapeutisches Handeln unmöglich. Die Einführung des Subjekts bringt mit sich, daß sich Analytiker nun in einer selbstkritischen Weise Rechenschaft über ihre Theorien geben müssen, was Freud nicht vorausgesehen hat.

Wir Autodidakten, einschließlich unseres Chefs, waren weit von solchen Erkenntnissen entfernt. Ich fand jedoch in einer Veröffentlichung Mitscherlichs aus dem Jahr 1950 über den Kaspar-Hauser-Komplex Stellen, die in die Zukunft weisen. Daß ich zum Schluß auf diese Arbeit zu sprechen komme, hat noch einen weiteren Grund. Wolf Singer hat eine neurobiologische Veröffentlichung mit einem Hinweis auf das Schicksal Kaspar Hausers begonnen. Er will damit deutlich machen, daß das Gehirn als vermittelndes Organ in einen Funktionskreis von außen nach innen und von innen nach außen eingebettet ist. Damit erweitert sich die Ursachenforschung im Sinne von Virchows Sozialpathologie auf die Umwelt hin. Die Psychoanalyse vertritt seit hundert Jahren in einzigartiger Weise eine Psychopathologie, in deren Mittelpunkt die Konflikthaftigkeit als *conditio humana* steht. Angeborene Vulnerabilitäten und frühkindliche Traumatisierungen können die Belastbarkeit für Konflikte verringern. Aus der Psychopathologie des Konflikts ergeben sich auch die therapeutischen Grenzen der psychoanalytischen Methode.

Nun zu Kaspar Hauser. Die nur siebenseitige Arbeit »Ödipus und Kaspar Hauser« mit dem Untertitel »Tiefenpsychologische Probleme in der Gegenwart« wurde 1950 publiziert. Dort heißt es:

»Vor fünfzig Jahren erregte der Ödipus-Komplex und die frühinfantile Sexualität die Gemüter, und zwar weil sich darin eine Wiederbegegnung mit dem urtümlich Vitalen vollzog, auf die man überhaupt nicht gefaßt war, weil man ja ganz darauf eingestellt lebte, die rationale Ordnung immer weiter über die Welt zu werfen wie das Netz der Längen- und Breitengrade. Heute ist es eine andere Seelenlast, die sich vor die Ödipus-Situation gestellt hat, nämlich die Verlassenheit« (1983b [1950], S. 158f.). Mitscherlich betont dann, »daß der Mensch unserer Zeit in hohem Maße ein Lebensschicksal erleidet, das mit dem Kaspar Hausers sich deckt« (S. 159). Und »was sich hier andeutet, ist das Problem der Lieblosigkeit, des Mangels also, und zwar eines Mangels, der geschichtlich biographisch kaum noch aufzuholen ist, wenn er einmal durchlebt werden mußte« (S. 160).

Mitscherlich beschreibt den Unterschied zwischen zwei Komplexen und relativiert damit den Ödipus-Komplex. Wie universale ödipale Konflikte gelöst werden, ist von sozialen Umweltbedingungen abhängig und schlägt sich in unterschiedlichen Komplexen nieder. Dies ist der Hintergrund für Mitscherlichs Relativierung. Bemerkenswert ist, daß die Frage von Sidney Hook, wie denn ein Mensch aussehe, der keinen Ödipus-Komplex habe, bei einem historisch bedeutungsvollen Symposium von Psychoanalytikern und Philosophen von Heinz Hartmann mit Schweigen übergangen wurde. Das Symposium hatte das Thema »Psychoanalysis: Scientific Method and Philosophy« (vgl. Hook 1959).

Der späteren Besprechung dieses Tagungsbandes durch Waelder kann man die Brisanz der Kontroverse zwischen Philosophen und Psychoanalytikern nicht entnehmen. Die Berufsgemeinschaft hat aus dieser Besprechung leider nur die didaktisch hilfreiche Aufgliederung der verschiedenen Stockwerke des psychoanalytischen Theoriegebäudes rezipiert. Wallerstein (1992) hat diese Gliederung übernommen, um zu zeigen, wo der »common ground« liegen könnte: bestenfalls auf der beobachtungsnahen klinischen Theorie, nicht aber in der metaphorischen Metapsychologie. Viele Analytiker und selbst Wallerstein übersehen, daß das praktisch-therapeutische Handeln in hohem Maße von unbewußt wirksamen metapsychologischen Metaphern beeinflusst wird. Ich kenne beispielsweise nur eine einzige Publikation über die Theorieabhängigkeit des Verständnisses der Gegenübertragung (Purcell 2004). Freuds Todestrieb-Hypothese gehört zweifellos zu seinen metapsychologischen Spekulationen. Ich erwähne dies hier deshalb, weil die Einführung des Subjekts eine radikale, selbstkritische psychoanalytische Haltung mit sich bringt.

Schon 1950 war Mitscherlich dem Denken Pariser, Londoner und New Yorker Psychoanalytiker voraus, als er sagte, »die Einführung des Subjekts in die Medizin stellt uns wissenschaftstheoretisch vor völlig neue Aufgaben, die ohne die Änderung der Wissensform und des Wis-

senschaftsbegriffes gar nicht lösbar sind« (1983b [1950], S. 161). Im nächsten Satz allerdings verläßt ihn der Mut. Er sucht Halt bei seinem Mentor Viktor von Weizsäcker, indem er fortfährt: »so haben wir es immer, wo wir dem Leben begegnen, mit dem Antilogischen zu tun. ›Es ist das Verhängnis der Methodologie, die uns von der Sache selbst ablenkt‹, sagt Viktor von Weizsäcker einmal« (S. 161f.). Daß die Sache nicht anders als methodisch zu erfassen ist, scheint sich ihm aufzudrängen, denn er argumentiert nun gegen Weizsäcker: »Die Schwierigkeit liegt nicht bei einer Methodenbildung in der Psychotherapie, sondern bei der Beobachtung des Subjektes durch ein anderes Subjekt« (S. 162).

Aus heutiger Sicht ist zu dieser Äußerung ebenso Stellung zu nehmen wie zu Mitscherlichs heftiger Invektive gegen Schottlaender, er »verkaufe keine Begegnungen, sondern eine Methode« (Dehli 2007, S. 195). Das intersubjektive Paradigma, das verschiedene Bezeichnungen trägt, bringt ein methodenbewußtes Verständnis von Begegnung mit sich. Im Unterschied zu der sogenannten daseinsanalytischen Rezeption ist der, besonders von John Klauber vertretene, psychoanalytische Begegnungs-Begriff (»encounter«) durchaus im Sinne der Aufklärung zu verstehen. Mit ihm verbindet sich die entscheidende psychotherapeutische Funktion neuer Erfahrungen in der einzigartigen psychoanalytischen Begegnung. Ohne diese bliebe die Analyse von Übertragung und Gegenübertragung in einem zeit- und ziellosen Kreisgeschehen verhaftet. Die »Begegnung« als psychoanalytischer Begriff löst also Hans Loewalds »neues Objekt« ab. Als übervorsichtiger Reformator (Cooper 1988) hat Loewald, der als jüdischer Student Heideggers über Italien nach Amerika floh, die Bedeutung der Begegnung in psychoanalytischer Terminologie ausgedrückt.

Ich mache nun einen großen Sprung ins Persönliche und bewege mich in die frühen fünfziger Jahre, also in die Zeit der Entfremdung zwischen Mitscherlich und Weizsäcker. Auch das Ende der Freundschaft zwischen dem jüngeren, wissenschaftlich denkenden Psychoanalytiker und Felix Schottlaender glaube ich mit dieser Argumentation verständlicher machen zu können. Trennungen und Beendigungen von Freundschaften sind für den älteren Partner immer schmerzlicher als für den jüngeren. Weizsäcker war ein vom Schicksal schwer getroffener, alter und kranker Mann. Bister (2008) beschreibt Weizäckers tiefe Enttäuschung über Mitscherlichs Rückzug. Ob, wie und wann Freundschaften zerbrechen und unter welchen Umständen liebevolle Beziehungen trotz grundlegender Meinungsverschiedenheiten im beruflichen Bereich erhalten bleiben, ist eine sehr komplexe Frage.

Abschließend möchte ich sagen: Mitscherlich hat in der Psychoanalyse ein Gebiet gefunden, mit dem er sich als Arzt, Schriftsteller und Wissenschaftler identifizieren konnte. Für ihn war die Befreiung also in besonderer Weise ein lebensgeschichtlicher Kairos. Mit diesem korrespondierte ein kollektives Gefühl, das unterschiedliche Facetten hat und das allein schon durch die Buchtitel *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft* oder *Die Unfähigkeit zu trauern* tief berührt wurde. Mitscherlichs Charisma liegt in diesem Zusammentreffen seiner persönlichen Gleichung mit dem partiell unbewußten Erleben vieler Menschen im Nachkriegsdeutschland. Wir alle, insbesondere die deutschen Psychoanalytiker, haben allen Grund, ihm dankbar zu sein.

Anschrift des Verf.: Prof. Dr. med. Helmut Thomä, Funkenburgstr. 14, 04105 Leipzig.
E-Mail: Thomaeipzig@web.de

BIBLIOGRAPHIE

- Altmeyer, M. & Thomä, H. (Hg.) (2006): Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Balint, M. (1997 [1947]): Über das psychoanalytische Ausbildungssystem. In: Ders.: Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse. 2. Aufl. Stuttgart (Klett-Cotta), 307–332.
- Bareuther, H. et al. (Hg.) (1989): Forschen und Heilen. Auf dem Weg zu einer psychoanalytischen Hochschule. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Benzenhöfer, U. (Hg.) (1994): Anthropologische Medizin und Sozialmedizin im Werk Viktor von Weizsäckers. Frankfurt/M. (Lang).
- Bergmann, M. S. (Hg.) (2000): The Hartmann Era. Conference Proceedings, October 18–19, 1997, New York, NY. New York (Other Press).
- Bister, W. (2008): Viktor von Weizsäcker im Heidelberg der Nachkriegszeit und seine Einstellung zur Psychoanalyse Sigmund Freuds. Freie Assoziation, Heft 11.
- Bormuth, M. (2002): Lebensführung in der Moderne. Karl Jaspers und die Psychoanalyse. Stuttgart (Frommann-Holzboog).
- Bowe, N. (2008): Psychotherapierichtlinien: seit 40 Jahren Bewährung in der Praxis. Psychotherapeut 53, 402–407.
- Brede, K. (1989): Die Deutung als Gegenstand von Forschung. Ein Rückblick auf das ›Deutungsprojekt‹. In: Bareuther, H. et al. (Hg.), 421–433.
- Cavell, M. (1998): Triangulation, one's own mind and objectivity. Int J Psychoanal 79, 449–467.
- (2006): Subjektivität, Intersubjektivität und die Frage der Realität in der Psychoanalyse. In: Altmeyer, M. & Thomä, H. (Hg.), 178–200.
- Christian, P. (1952): Das Personverständnis im modernen medizinischen Denken. Tübingen (Mohr/Siebeck).
- Cooper, A. M. (1988): Our changing views of the therapeutic action of psychoanalysis: Comparing Strachey and Loewald. Psychoanal Quart 57, 15–27.
- Dahm, A. (2008): Geschichte der Psychotherapierichtlinien. Psychotherapeut 53, 397–401.
- Dehli, M. (2007): Leben als Konflikt. Zur Biographie Alexander Mitscherlichs. Göttingen (Wallstein).
- Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft (Hg.) (1930): Zehn Jahre Berliner Psychoanalyti-

- ches Institut (Poliklinik und Lehranstalt). Wien (Internationaler Psychoanalytischer Verlag).
- Dührssen, A. & Jorswieck, E. (1965): Eine empirisch-statistische Untersuchung zur Leistungsfähigkeit psychoanalytischer Behandlung. *Nervenarzt* 36, 166–169.
- Eissler, K. R. (1971): Death drive, ambivalence, and narcissism. *Psychoanal Study Child* 26, 25–78.
- Frank, P. (1959): Psychoanalysis and logical positivism. In: Hook, S. (Hg.).
- Freimüller, T. (2007): Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler. Göttingen (Wallstein).
- Freud, A. (1966): Das ideale psychoanalytische Lehrinstitut: eine Utopie. *Die Schriften der Anna Freud*, Bd. 9. Frankfurt/M. (Fischer), 2431–2450.
- (1972): Comments on aggression. *Int J Psychoanal* 53, 163–171.
- Freud, S. (1910d): Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. *GW* 8, 104–115.
- (1915c): Triebe und Tribschicksale. *GW* 10, 210–232.
- (1919a): Wege der psychoanalytischen Therapie. *GW* 12, 183–194.
- (1919e): Ein Kind wird geschlagen. Beitrag zur Kenntnis der Entstehung sexueller Perversionen. *GW* 12, 197–226.
- (1927a): Nachwort zur Frage der Laienanalyse. *GW* 14, 287–296.
- Hanly, C. (1995): On facts and ideas in psychoanalysis. *Int J Psychoanal* 76, 901–908.
- Hanly, M. F. (1996): »Narrative, now and then: a critical realist approach. *Int J Psychoanal* 77, 445–457.
- Henkelmann, T. (1992): Zur Geschichte der Psychosomatik in Heidelberg. Viktor von Weizsäcker und Alexander Mitscherlich als Klinikgründer. *Z Psychosom Med Psych* 42, 175–188.
- Hook, S. (Hg.) (1959): *Psychoanalysis, Scientific Method and Philosophy*. New York (IUP).
- Hoyer, T. (2008): Im Getümmel der Welt. Alexander Mitscherlich – ein Porträt. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Käthele, H. (1994): »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen«. Bemerkungen zu Frequenz und Dauer der psychoanalytischen Therapie. *Forum Psychoanal* 10, 352–355.
- & Strauß, B. (2008): Brauchen wir Richtlinien oder Leitlinien für psychotherapeutische Behandlungen? *Psychotherapeut* 53, 408–413.
- Kafka, J. S. (2007): Zerbrechen und Unterbrechen. *Psyche – Z Psychoanal* 61, 368–374.
- Kunz, H. (1946a): Die Aggressivität und die Zärtlichkeit. Bern (Francke).
- (1946b): Die anthropologische Bedeutung der Phantasie. Basel (Verlag für Recht und Gesellschaft).
- List, E. (2008): Muß ein Psychoanalytiker die Wahrheit über sich erzählen? Zu Martin Dehllis Mitscherlich-Biographie »Leben als Konflikt«. *ZPTP* 23, 189–197.
- Lockot, R. (1985): Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus. Frankfurt/M. (Fischer).
- Lorenzer, A. (1989): Plädoyer für eine psychoanalytische Hochschule. In: Bareuther, H. et al. (Hg.), 31–46.
- Mitscherlich, A. (1947): Vom Ursprung der Sucht. Eine pathogenetische Untersuchung des Vieltrinkens. Stuttgart (Klett).
- (1983a [1946]): Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit. *Gesammelte Schriften*, Bd. 1. Frankfurt/M. (Suhrkamp), 13–135.
- (1983b [1950]): Ödipus und Kaspar Hauser. Tiefenpsychologische Probleme in der Gegenwart. *Gesammelte Schriften*, Bd. 7. Frankfurt/M. (Suhrkamp), 338–347.
- (1983c [1975]): Der Kampf um die Erinnerung. *Gesammelte Schriften*, Bd. 8. Frankfurt/M. (Suhrkamp), 385–561.
- & Mielke, F. (1947): Das Diktat der Menschenverachtung. Eine Dokumentation. Heidelberg (L. Schneider).

- Purcell, S.D. (2004): The analyst's theory: A third source of countertransference. *Int J Psychoanal* 85, 635–652.
- Rüger, U. (2007): Vierzig Jahre Richtlinien-Psychotherapie in Deutschland. *Psychotherapeut* 52, 102–112.
- Sandler, J. & Dreher, A. U. (1999 [1996]): Was wollen die Psychoanalytiker? Das Problem der Ziele in der psychoanalytischen Behandlung. Übers. M. Leber. Stuttgart (Klett-Cotta) 1999.
- Swaan, A. de (1978): Zur Soziogenese des psychoanalytischen »Settings«. *Psyche – Z Psychoanal* 32, 793–826.
- Thomä, D. (2008): Väter. Eine moderne Heldengeschichte. München (Hanser).
- Thomä, H. (1978): Von der »biographischen Anamnese« zur »systematischen Krankengeschichte«. In: Drews, S. et al. (Hg.): Provokation und Toleranz. Festschrift für Alexander Mitscherlich zum 70. Geburtstag. Frankfurt/M. (Suhrkamp), 254–277.
- (1983). Erleben und Einsicht im Stammbaum psychoanalytischer Techniken und der »Neubeginn« als Synthese im »Hier und Jetzt«. In: Hoffmann, S. O. (Hg.): Deutung und Beziehung. Kritische Beiträge zur Behandlungskonzeption und Technik in der Psychoanalyse. Frankfurt/M. (Fischer).
- (2007): Über »Psychoanalyse heute?!« – und morgen. In: Springer, A., München, K. & Munz, D. (Hg.): Psychoanalyse heute?! Gießen (Psychosozial-Verlag), 273–303.
- Tuckett, D. (2005): Does anything go? Towards a framework for the more transparent assessment of psychoanalytic competence. *Int J Psychoanal* 86, 31–49.
- Uexküll, T. von & Wesiack, W. (1986): Wissenschaftstheorie und psychosomatische Medizin, ein bio-psycho-soziales Modell. In: Uexküll, T. von (1986): Psychosomatische Medizin. 3., Neubearb. u. erweit. Aufl. München, Wien, Baltimore (Urban & Schwarzenberg), 1–30.
- Waelder, R. (1962): Psychoanalysis, scientific method, and philosophy. *J Am Psychoanal Ass* 10, 617–637.
- Wallerstein, R. S. (1992): The Common Ground of Psychoanalysis. Northvale, NJ (Jason Aronson).
- Weizsäcker, V. von (2005 [1956]): Gesammelte Schriften. Bd. 10: Pathosophie. Frankfurt/M. (Suhrkamp).

Summary

Including the Subject in Medicine. Alexander Mitscherlich's revival of psychoanalysis in West Germany. – From his own personal experience and as an »active participant,« the author describes how, largely through the agency of Alexander Mitscherlich, psychoanalysis was reestablished and institutionalized in Germany after the liberation from the Nazis. Recalling Freud's »latent intersubjective paradigm« and the junctim between healing and research, he addresses a wide range of topics from the establishment of the Psychoanalytic Department at Heidelberg University, the foundation of the Sigmund Freud Institute in Frankfurt am Main, and the education and training of psychoanalysts to current issues in psychoanalytic theory and practice. With reference to Viktor von Weizsäcker he calls this process »the inclusion of the Subject in medicine.«

Keywords: Alexander Mitscherlich; history of psychoanalysis in Germany after 1945; psychosomatic medicine; psychoanalytic method

Résumé

L'introduction du sujet en médecine et la réanimation par Alexander Mitscherlich de la psychanalyse en Allemagne de l'ouest. – L'auteur décrit à partir d'une connaissance personnelle et »en tant que participant actif« comment la psychanalyse, après la libération du nazisme, a été essentiellement établie et institutionnalisée de nouveau par Alexander Mitscherlich. En rappelant le »paradigme intersubjectif latent« de Freud et la jonction »guérison et recherche«, il recouvre les sujets allant de la fondation du service psychosomatique à l'Université de Heidelberg aux questions actuelles de la théorie et de la pratique psychanalytiques en passant par les premières années de la DPV, la fondation de l'Institut Sigmund Freud à Francfort sur le Main et la formation des psychanalystes. En s'appuyant sur Viktor von Weizsäcker, il caractérise ce processus comme »introduction du sujet en médecine«.

Mots clés: Alexander Mitscherlich; histoire de la psychanalyse en Allemagne après 1945; psychosomatique; méthode psychanalytique